

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 43

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weltwochenschau

Es wird gemunkelt.

In unserm kleinen Lande kann man seit einiger Zeit eine merkwürdige Erscheinung beobachten: Die Presse ist außerordentlich zahm geworden. Dafür kann man allerlei mundelein hören, was in keiner Zeitung zu lesen steht. Man trifft einen Bürger auf der Straße. „Was sagen Sie zur Äußerung Bundesrat Mingers in Burgdorf?“ Welche Äußerung? „Daß es keinen Friedensgeneral geben werde, solange er Vorsteher des Militärdepartements sei.“ Was soll man dazu sagen? „Fragen Sie die jungen Offiziere! Die werden es Ihnen erklären. Die Wahl eines Generals bedeutet, daß die Armee neues Zutrauen fassen würde.“ „Ja, hat denn die Armee kein Zutrauen mehr?“ „Doch . . . aber der General würde wie ein Symbol wirken . . .“

Ein anderer Bürger spricht von seinem Sohne, einem jungen Offizier. Er hat den Sohn ermuntert, eine Eingabe über Mißstände . . . wo, darf man nicht sagen, zu verfassen. Der Sohn sagt nein. „Weinst du, ich will mich abfägen lassen?“

Man spricht mit einem Architekten. Auch er weiß von Dingen zu berichten. Vom Subventionswesen und öffentlichen Aufträgen. Warum er denn nicht öffentlich auftritt und reklamiert? Ja, wie soll man das? Man verliert nachher die Möglichkeit, kantonale, eidgenössische, kommunale Aufträge zu bekommen. Haben Sie eine Ahnung, wie man die Reklamanten ansieht! Und die Presse? Ja, die Presse! Die Sozialblätter schimpfen auch nur noch dort, wo sie nichts riskieren. Und im übrigen paktieren sie mit den andern Parteien.

Man trifft einen Arbeiter. Er hat einer Arbeitslosenversammlung beigewohnt. Ein Techniker ist aus Deutschland heimgekehrt. 2 Mark 50 kriegt er für die Stunde. 200 Mann könnte er brauchen. Er wird gleich wieder abreißen . . . er hat Biele . . . so sprach der Techniker bei den Arbeitslosen. Und so wiederholts der Arbeitslose. Und fügt bei: „Am Ende löst uns Hitler das Arbeitslosenproblem!“

Das sind einige Beispiele. Man könnte sie zu Dutzenden vermehren. Das Charakteristikum der unbewußten Angst vor den Möglichkeiten der Zukunft haftet ihnen an. Aber diese unbewußte Angst hat bestimmt zuerst die Parteien und Zeitungen gepackt. Es wird von der Einigkeit in beängstigendem Uebermaße gesprochen und geschrieben, dabei hat man Angst, die Bedingungen einer wirklichen Einigung zu nennen und die Vorbedingungen der Zuerst zu unserm Staat auch nur zu streifen, Angst, dadurch die Einigkeit zu gefährden. Der Zustand ist ungesund. Herr Bundesrat Motta hat in Locarno gemeint, wir könnten die Einigkeit beweisen, indem wir am 27. November den Finanzkompromiß annehmen, mit Stimmen- und Ständemehrheit. Schön . . . aber die übermenschlichen Schwierigkeiten, das Kapital zu großzügigen Leistungen für den Staat zu begeistern, die Bürokratie zur zeitgemäß raschen Abwicklung aller Geschäfte zu veranlassen, die Wehrbereitschaft von allen organisatorischen und . . . symbolischen . . . Hemmungen zu befreien, dauern an . . . und das Unbehagen auch.

Das ungleiche Tempo.

Während in England eine Untersuchung über die Gründe der katastrophalen militärischen Nichtbereitschaft angeordnet wird, schießt sich Japan an, dem „meerbherrschenden Albion“ an einer andern Stelle unseres Globus eine beschämende Niederlage zu bereiten: 50,000 Mann sind nahe bei Hongkong, in der Biasbucht, gelandet worden und haben unverzüglich den Vormarsch aufgenommen, um die Verbindungen zwischen Hongkong und Kanton abzuschneiden und eine der Zufahrtsstraßen für amerikanische und europäische Hilfe der Chinesen abzuschneiden. Die Chinesen werden sich zwar zur Schlacht stellen; vielleicht retten sie die Situation; daß Großbritannien

sich indessen die Landung innerhalb seiner Interessensphären gefallen lassen muß, wird auch durch einen chinesischen Erfolg nicht aus der Welt geschafft. Die Blamage ist da, und die Diktaturmächte werden daraus ihre Schlüsse ziehen.

Die neue japanische Operation hat eine längere Vorgeschichte. Schon vor einem halben Jahre wurde gesagt, der Angriff auf Kanton werde einmal kommen. Englands drohende Bewegungen bei Singapur ließ die Zivilisten im Tokioterkabinett zögern, und der Außenminister Utagaki verstand es, die tollkühnen militärischen Draufgänger zurückzuhalten. Nun brach die Ministerkrise aus. Als sich Chamberlain nach München begab und vor Hitler „kapitulierte“, kannten die Scharfmacher kein Halten mehr. Utagaki mußte gehen und die Aktion wurde beschloffen. Die Landung bei Hongkong ist die erste und wichtigste Folge des „Münchener Friedens“.

Freilich haben die Japaner auch Gründe zu dieser Landung, von denen sie lieber hätten, die Welt wüßte nichts davon. Und sehr wahrscheinlich würde man mit dem neuen Feldzug im chinesischen Süden zugewartet haben, wenn nicht jene andern Gründe bestünden. Die Wahrheit lautet: Es geht mit der Eroberung von Hankau nur sehr langsam voran, und der Sieg läßt nicht nur auf sich warten, sondern wird immer ungewisser. In den letzten Tagen hieß es, eine japanische Kolonne habe im Norden der chinesischen Stellungen Singang erobert, das heißt den Punkt an der Peking-Hankaubahn, der den Eingang zum sperrenden Taipehgebirge verriegelt. Dieses Gebirge, im Halbkreis die nördliche Hälfte der chinesischen Stellung schützend, bildet den wichtigsten strategischen Halt der Chinesen, und wenn es fiel, gingen die südlichen Teile der Front in der Luft; der Rückzug über den Jangtse wäre unvermeidlich, mögen auch die chinesischen Armeen in monatlangem Schlachtenfieber eine Reihe von Siegen erfochten haben. Bisher stehen ihre Linien fest und verfestigen sich immer mehr; alle Rückschläge scheinen die Moral der Verteidiger nur noch zu heben, die der Angreifer aber eher zu lähmen. Der Fall Singangs am äußersten Nordflügel rief wütenden chinesischen Gegenangriffen; der Winter ist in Sicht; die Guerilla dauert im Rücken der Eroberer an. Es war also dringend geboten, etwas zur Ablenkung der Verteidiger zu unternehmen. Und deswegen landeten neue Armeen in der Biasbucht.

Wenn man den Nachrichten aus dem Osten vertrauen kann, hofft Japan durch die neue Aktion auf eine Rebellion Südkinas gegen die Regierung Tschangkaifsch. Genau so wie es seit Kriegsbeginn auf die Erhebung der einen oder andern Provinz gehofft. Proklamationen, von zahllosen Fliegern über Kanton abgeworfen, sprechen verächtlich von den „Umtrieben“ der chinesischen Militärs, die an der Weiterdauer des Krieges schuld seien. Schade, daß diese Proklamationen zu spät kommen. Südkina hat seit Monaten die furchtbarsten Bombardemente erlebt. Der Haß gegen den Angreifer wurde von ihm selbst geschürt und flammt heute unbezähmbar auf. Die Hoffnung auf die Revolte ist eitel. Auch der Schrecken einer Schlacht in den Straßen von Kanton selbst wird in Kauf genommen. Tschangkaifsch hat sich seit Monaten auf einen solchen Angriff gefaßt gemacht. Die ausgehobenen Armeen des Südens stehen nicht unvorbereitet in ihren Stellungen.

Dennoch hoffen die Japaner, durchzudringen und die englischen Tanks und Kanonen, die amerikanischen Flugzeuge, die deutschen Maschinengewehre und alles, was bisher über die südliche Hauptstadt nach Hankau geführt wurde, abzuschneiden. Alles in der Hoffnung, dadurch die Armeen Chinas bei Hankau zu entwaffnen. Daß etwa die Chinesen an einen solchen Fall gedacht haben könnten, scheint Tokio zu vergessen, ganz einfach, weil „Hoffnung süß“ ist. Die Russen haben ihre Zufuhren ausgebaut, von Indochina strömt die Zufuhr gleichfalls . . . man hofft, diese Quellen seien schwächer . . . Und sollten sie stärker sein als man gedacht, sollte der Widerstand vor Hankau nicht erlahmen . . . nun, die Engländer, die Franzosen und Amerikaner, die nun eigentlich zusammenspannen und eine gemein-

same Flottenaktion bei Hongkong loslassen müßten, werden weitere „blitzschnelle Taten“ der japanischen Militärs dulden.

Es ist heute alles eine Tempofrage geworden. Das ungleich aktivere faschistische Element arbeitet in einem Tempo, dem die „dickbäuchigen Demokratien“ nicht folgen können . . . oder nicht folgen wollen. „Weil sie faul sind“, erklärt uns Hitler. Wir haben eine andere Erklärung: „Weil sie in sich uneinig sind.“ Der ganze faschistenfreundliche Flügel der englischen und französischen Rechten denkt gar nicht an einen Krieg gegen Hitler, denkt nur an ein Bündnis mit ihm und an den kommenden unvermeidlichen Krieg gegen die Russen. Darum sind die amerikanischen Flugzeuge, die schweren Bomber, die England bestellt hatte, gar nicht nach England gekommen . . . bis auf ein einziges! So geschehen im Herbst 1938, in der größten Krise. Wie dies die Untersuchung ergeben. Wird man in England feststellen, wohin denn die eigenen und die amerikanischen Maschinen geflogen? Nach China und Japan? Oder am Ende großenteils nach Japan? „Bomber für Japan?“ Liebt man vor Hankau den Kampf gegen die russischen Maschinen der Chinesen? Geheimnisse gibt es in den Praktiken der sogenannten Demokratien!

—an—

Kleine Umschau

S'Muetti brichtet, u dr Hansli macht — öppis Dummis.

Ich habe mir einen Paradiesapfel ganz anders vorgestellt. Wegen eines solchen „Granggeli“, das nicht größer ist als ein wahrhaftes Baslerchirli, soll der Adam — wie verlockend und imponierend sehen doch neben diesen Miniaturfrüchtchen die kraftstrotzenden Bernerrosen oder die prächtigen Grauensteiner aus! Ueberhaupt, dieser Berner Herbstmarkt! Den muß man einfach gesehen haben. Hier leuchtet blaugelber Weißkohl. Aber ohä, Du würdest nichts mehr zu lachen haben, wenn Dir jener schwere, kähe Kofchabis aufs Hühneraug fallen würde. Und dort! Guckt dort nicht schelmisch lächelnd ein hübsch frisiertes Chöblichöpfli über den braunen Rand eines Wyblichorbes? Prozig türmt sich die Pyramide goldener Zitronenäpfel mitten auf dem Bundesplatz. Weiße, rote, gelbe und sogar blaue Händöpfel bieten unsern Hausfrauen Gelegenheit, ihre Familie zur Abwechslung einmal mit einer panachierten oder gar einer Regenbogenrösti zu überraschen. Ist es nicht ein einzigartiger Genuß, geschwellte „Ideal“ mit Butter, oder „Eva-Stod“ mit Rindsbraten vertilgen zu können! So schöne Namen gibt man nämlich den Bernerorangen!

Berner Herbstmarkt! An den Mostständen herrscht ein Gedränge, daß man fast meinen könnte, es werde Gratismost verabfolgt. Und nach räkem Emmentaler riecht's, und Honig wird gespienzelt — und wie Bienen und Wespen schwärmen summend und brummend die Leute um die herrlichen Blumen und Früchte und Gemüse und sonstigen Sachen herum. Mit sichtbar zur Schau getragener Kennermiene wird die reichhaltige Ausfuhr betrachtet und kritisiert. Man nascht hier ein wenig, märtet dort ein bißchen, gibt mehr oder weniger kompetente Urteile ab über Qualität und Haltbarkeit der Ware — aber schlussendlich werden doch korbe- und kistenweise Händ- und andere Depfel bestellt.

— „Batti, was meinsch, wei mer ächt no zäh Rilo näh vo dene schöne Channebire?“ — Und Batti nimmt, ohne eine Miene zu verziehen, Kenntnis vom Beschluß seiner „Regierung“, hält ergeben das dritte Reß hin und schleppt heldenhaft die süße Last nach Hause.

Der vierjährige Hansli kaut vergnügt bereits am siebenten Suurgrauch, während s'Muetti mit Entsetzen von ihrer Freundin vernimmt, daß der Frau im Parterre innert drei Wochen schon das zweite Dienstmädchen davongelaufen sei, und daß sie — vermutlich um den daraus resultierenden Aerger zu gschweigen — einen Pelzmantel, zwei Paar seidene Strümpfe und

einen Perfer gekauft habe. „Göb sie's de cha zahle-n-isch en andri — eh aber, Hansli, was isch mit dir?! Eh, lueget doch!! Dä Bueb isch ja grasgrünen im Gficht!!“ — „Li, ui, ui!! Ha-n-i Bücheliweh, oh Bücheliweh!“

S'Muetti und dr Hansli verschwinden im Eiltempo Richtung Bundesterrasse.

Unterdessen düderlet eine Bauernkapelle im Lautsprecher den raffigsten Mistträppeler, den es gibt — und über dem Hin und Her, auf den lachenden und schwachenden Menschen liegt die warme Herbstsonne.

Und Hansli Muetti sagt leis vor sich hin: „Es isch doch gäng guet, we me-n-am Bärner Herbstmärit es zwöits Paar Hösli — —“

Es steht eine Villa am Gardasee.

Wer hätte je gedacht, daß das übergroße blonde Mädchen mit dem Wuschelkopf, den träumenden Augen und frummen Zähnen sich einmal würde ein Landhaus leisten können! Ein „buen retiro“, das die Kleinigkeit von 8 Millionen Lire gekostet hat. Bagatelle für einen Filmstar oder einen Borweltmeister!

Die Besitzerin besagter Villa am Gardasee heißt Greta Garbo. Kinobesucher wissen wer Greta Garbo ist. Sie kniete als Anna Karenina mit einer Kerze in der Hand auf der Leinwand. Aber vorher hat ihr der Hollywooder Schönheitsexperte den Wuschelkopf niedergebürstet und die Zähne zurechtgerichtet. Und weil auf ihrem weißgoldenen Haar das Licht einer 5000-kerzigen Lampe liegt, weil ihre Lippen zittern und ihr Blick gleitet, hat man der Garbo den Beinamen „die Göttliche“ gegeben. Sie ist sogar „die weiße Flamme von Schweden“ genannt worden. Originell! Denn weiße Flammen gibt es natürlich nicht. Im Film vermutlich doch. Aber das wissen eben nur die Kinobesucher. Die übrigen Sterblichen kennen nur rote Flammen.

Ein schwärmerischer Stockholmer Jüngling soll einmal gesagt haben: „Die Franzosen, ja, die haben Jeanne d'Arc. Aber wir haben Greta Garbo.“ Wenn ich dabei gewesen wäre, würde ich gesagt haben: „Und wir in der Schweiz, wir haben — wir haben —.“ Haben wir überhaupt Jemanden, den wir der weißen Flamme von Schweden an die Seite stellen könnten? Wilhelm Tells Villa in Bürglen war ja doch nur so eine gewöhnliche Hütte. Uebrigens dürfte auch die Jungfrau von Orléans mit Glücksgütern nicht überladen gewesen sein. Sonderbar, daß man trotzdem nach Jahrhunderten noch von diesen beiden Menschen spricht, während nach der „göttlichen“ Garbo und ihrem feudalen Palais am Gardasee in 20 Jahren kein Hahn mehr krähen wird.

Das kommt vermutlich daher, daß der Wilhelm und die Johanna schon immer gerade Zähne hatten — — —

Stürmibänz.

GERAHMTE

BILDER

KUNSTHANDLUNG F. CHRISTEN

Amthausgasse 7, Bern

Telephon 2 83 85